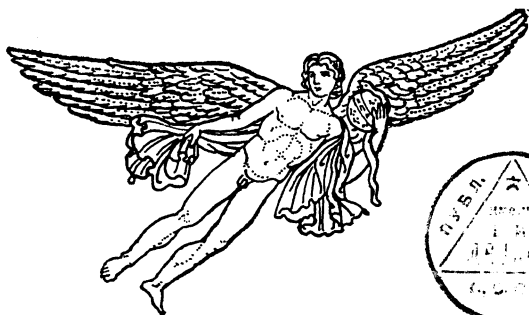


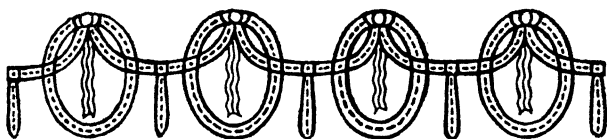
36 Briefwechsel
zwischen Schiller und Goethe

Mit Einführung von
Houston Stewart Chamberlain
Erster Band



Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1905

Die Vignette des Titels — der Genius der Unsterblichkeit — stammt aus einem Relief vom Sockel der Ehrensäule Antonins und ist dem Werke von A. Hirt: „Bilderbuch für Mythologie“ usw., 2. Heft Tafel XVI entnommen (Berlin 1805). Der Schmuck des Buches ist von E. R. Weiß gezeichnet.



Zur Einführung

Seinen Briefwechsel mit Schiller gab Goethe in den Jahren 1828 und 1829 heraus. Von dem Tage des Erscheinens an galt diese Veröffentlichung als ein wichtigstes Denkmal in der Geschichte der deutschen Literatur. Goethe selber schreibt darüber (Brief an Zelter vom 30. 10. 1824): „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird.“ Für uns Heutige bleibt also nichts zu entdecken: wir können uns nur dem Urteile der früheren Geschlechter anschließen. Doch läßt sich eines nicht leugnen: der Zeiten Lauf ändert die Perspektive, in welcher Erscheinungen von bleibender Bedeutung erblickt werden, und so wird es immer von neuem nötig, oder wenigstens nützlich, sich genau zu überlegen, was die Gegenwart an ihnen besitzt, wie sie diesen Besitz einschätzt, wie sie ihn deutet und verwertet. Nichts weiter als dies bezwecken folgende einleitende Zeilen.

Allerdings kann keiner behaupten: ich bin die Gegenwart; ein jeder aber trägt das Gepräge seiner Zeit; mag er noch so individuell fühlen und reden, er ist doch einer unter vielen, und viele sind es, die in dem einen zu Worte kommen. Wäre das nicht der Fall, kein Vernünftiger würde es wagen, einem Werke wie dem vorliegenden eine Einleitung voranzuschicken.

Wie hat nicht die Werthschätzung Schillers und die Goethes im Laufe der hundert Jahre gewechselt, die uns heute von Schillers Tode trennen! Dies im einzelnen zu verfolgen, wäre keine herzerquickende Beschäftigung, denn zur üblichen Verkennung und Verballhornung des Genies tritt hier die eigentümliche und perverse Neigung, einen der beiden gegen den andern auszuspielen. Dies hat sehr früh begonnen. Schon 1825 klagt Goethe: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können“ (Edermann 12. 5. 1825). Wohl hat es deutsche Gelehrte gegeben, Gelehrte von Ruf (hier wenn irgendwo darf man sagen: *nomina sunt odiosa*) die dem Nachweis, sowohl Goethe wie Schiller seien talentlos gewesen, diese Bücher gewidmet haben; doch blieb eine derartige Urteilslosigkeit immerhin vereinzelt und ziemlich wirkungslos; verderblich dagegen war und ist die allgemeine Neigung, Goethe auf Kosten Schillers, oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethes in den Himmel zu erheben. Ich spreche gewiß im Namen der Gegenwart, wenn ich sage: diesem Unwesen sind wir entschlossen ein Ende zu machen; wir wollen nicht zu wählen haben zwischen Schiller und Goethe, sondern wir wollen uns beide anzueignen suchen: Goethe und Schiller. Uns ahnt schon deutlich: wer nicht beide besitzt, besitzt keinen von beiden. „Einer ist ohne den andern nicht zu verstehen“, schreibt Goethe von sich und Schiller (Brief an Boisseree vom 29. 9. 1826). Wer da wählt, bewegt sich ganz an der Oberfläche; er ist das willenlose Werkzeug gewisser Sympathien und Antipathien; die Nerven, die Epidermis, die allgemeine phn-

siſche Beanlagung entſcheiden, nicht das zugleich unbeſtechliche und generöſe Urtheil des freien, ſich ſelbſt beherrſchenden Verſtandes. Wo gäbe es ein Verſtehen, wenn nicht der Empfangende dem Gebenden auf halbem Wege entgegenkommt? Was wäre ein paſſives, rein leidendes Verſtehen? Zu bemühen haben wir uns, wollen wir höchſten Phänomenen der Geiſteswelt auch nur einigermaßen gerecht werden; das zu tun, iſt unſere Pflicht; das bloße Gefallen hat nur für trivialere Dinge Geltung. Dieſer Schiller, für den die einen mit einem geringschätzenden Seitenblick auf Goethe ſchwärmen, dieſer Goethe, den die Schillerverächter hochpreiſen: das iſt ja gar nicht der wahre Schiller und der wahre Goethe; vielmehr ſind es Truggebilde, bloße Schemen für gewiſſe allgemeine Richtungen, Worte, nicht Geſtalten. Goethe und Schiller waren beide weit größer, als eine Tradition ſie macht, in der alles Lebensblut zu harter Kruste gerinnt und zuſammenſchrumpft; an allen Seiten brachen ſie hinaus über die Linien und Ecken des Gewohnheitsmäßigen, leicht Verſtändlichen. Darum aber iſt es ſchwer, ſie zu kennen, ſehr ſchwer; mit ein bißchen Sympathie und Antipathie kommt man da nicht weit; es erfordert heiligen Ernſt, es erfordert harte Arbeit, es erfordert jahrelanges liebevolles Verſenken. Goethe iſt wie die Natur: in ihm verſchmelzen alle Widerſprüche zu organiſcher Einheit, täglich kann man an ihm neues entdecken, er iſt nicht auszufennen, er ſprengt jeden begrifflichen Ausdruck; wie ein vollendetes Kunſtwerk iſt Schiller: aus der machtvoll gedrungenen Einheitlichkeit in Form und Ausdruck ſchießen die Strahlen nach allen Seiten aus; wer nur die landläufige Idealgeſtalt des dithyrambiſchen Dichters kennt,